

Paul Auer

Giebel Kreuze

Ein Kopfsprung in den See bringt Qi zurück, wäscht Angstschweiß vom Leib. Wenn du dann aus dem Wasser steigst, am Steg sitzt, deinen nassen Körper vom Wind kitzeln lässt, hörst du rundum im Klingklang von Bierflaschen deine Kumpels reden. Vom hippen Cousin in Berlin ist zu hören, von der devianten Schwester in London; von der eisernen Urgroßtante in Rom, die mit 92 immer noch Grappa kippt, weil ihr das die von den Citanes verstopften Arterien durchspült. Du machst die Augen zu und fährst mit der Hand über deinen flaumigen Bauch; denkst nicht an Berlin, London oder Rom, sondern an den Neffen deiner Nachbarn. Beim Kaffeklatsch ist er eine sichere Bank. Er heißt Tommy, hat irgendwas von Helge Timmerberg gelesen, dann die Schule geschmissen, seinen Rucksack gepackt, ist zum Bahnhof gefahren.

Er hat ein Ziel: das Ende seiner Geschichte, das Verstummen allen Kriegsgeheuls, die Reduktion auf seine reinste Essenz, den von allen faulen Schalen freien Kern, auf das kristalline Basement. Er hat sich als Opfer der Liebe und des Hasses erkannt, als Objekt der Erziehung, Sklave der Physiognomie, Gefangener in Erbsünde. Alles Datierte und nicht Datierte tobt in seinem Inneren, doch er sucht nach linearer Logik, nach dem Zielgerichteten Sinn, nach dem Einlösen aller Versprechen in dionysischen Zuckerwatten.

Amsterdam Centraal. Tommy steigt aus dem Zug, geht in die Kassenhalle, findet eine Telefonzelle. Redet seinem Vater von Leben und Freiheit, der erwidert mit Arbeitslosigkeit und Lungenembolie. Tommy bricht das Gespräch ab: „Leck mich am Arsch, Seyß-Inquart!“ Er geht auf den Bahnhofsplatz, reckt der Sonne den Daumen entgegen, es wird Sommer gespielt, kaum merkbar; die Zeiger der Windrosen auf den Türmen des Bahnhofs drehen durch, wie bei einem Flugzeug im Sinkflug. Der Wind treibt in der ganzen Stadt den sanguinischen Geruch von Haschisch und gebrannten Mandeln zusammen, zig Millionen kleine Teufelchen, hierher geblasen, um kreuz und quer über den Platz zu jagen. Sie wirbeln hie und da um einen aufgedunsenen Schwaben, einen weißäugigen Kreolen, dann verschwinden sie in Häuserritzen, Gassen, Kanälen. Straßenbahnen klingeln sich durch die Menschenmassen, Conga- und Hallelujaklänge strukturieren Wahrnehmungen, kreislaufschwache Amerikaner werden daher nur selten am Damrak von Radfahrern niedergemäht, fallen nicht der Reihe nach in die Amstel. Deren Wasser müsste immerhin süßlicher schmecken als das aller anderen Flüsse, aber auch giftiger, letaler. Solch

Wasser gibt es nur dort, wo Babylon und Zion gewissenlos kopulieren, wo Aeolus sich über die Reling beugt und erbricht. Ehe er sich abermals in die hintersten Winkel der Stadt schlängelt, alles Riechbare zur Centraal Station treibt, seine Sisyphusarbeit fortsetzt. Immerhin glaubt er, wenn der ganze Plunder erst einmal versunken ist, werde der Mühsal ein Ende haben; der Narr.

Davon, dass Amsterdam dem Untergang geweiht ist, hast du gelesen. Von den morschen Pfählen, auf denen die Stadt wankt und sinkt und mit den Träumen des Kontinents jongliert. Du stellst dir vor, die Augen immer noch geschlossen, vom Klingklang der Bierflaschen eingelullt, dass nach Amsterdams Untergang die Ozeane nach Haschisch und gebrannten Mandeln röchen, das Wasser aller Meere danach schmeckte. Auch der Tabak aus Java im Bauch der Handelsschiffe, er wäre dem Hautgout der Kiffer und Huren wochenlang ausgesetzt. Den Seefahrern würde in den Hafenvierteln dieser Welt Riechsalz zum Entlausen der Sinne angeboten.

Du öffnest die Augen und siehst auf deinem Arm eine Gelse an dir saugen. Später am Abend, fast schon in der Nacht, grübelst du nach deiner ersten Begegnung mit den Silben dieser Stadt. Du findest das Hinterhaus, Beklemmung und Angst, Verrat, Schrecken und die nicht aufzulösende Traurigkeit über den Tod des Mädchens. Mit hängenden Gedanken gehst du schlafen. Wachst im Halbdunkel des Großraumwagens eines Nachtzugs auf, verwachsen mit einer Sleeperette. Rudi Carrell neben dir spricht vom Tumor in seiner Lunge, zwei, drei Sätze bloß, dann verstummt er, ist offenbar eingeschlafen, schläft allerdings nur kurz. Du siehst seinen schattigen Körper zucken, hörst sein honigsüßes Conférencier-Timbre: „Tod, Schmerz, Hass, Einsamkeit“. „In dieser Reihenfolge?“ flüsterst du, beißt dir sofort auf die Lippen und knipst das Licht an. Aus deinem Rucksack nimmst du ein *Lustiges Taschenbuch*. Nach ein paar Sprechblasen fällt es dir auf den Schoß. In Donalds Visage hast du keinen Schnabel und keine Augen mehr erkannt, nur noch drei Kreuze.

Dann weckt die Sonne ein von Kanälen gerastertes Land voller animiertem Rindvieh. Du kannst jetzt sehen, der schlafende Carrell trägt einen Harnisch. Die greisenkindliche Marketenderin aus Rembrandts Nachtwache klockt mit einem Korb voller Tulpen an deinen Platz. Ihr pausbäckiges Gesicht ist golden-rot und faltenlos, ihre Augen indes verraten den Kummer über die ewige Ödnis, zig zotige Soldaten zu verköstigen. Sie greift in den Korb, wühlt grob darin, zieht die Hand gefaustet heraus. Zwischen ihren weißen Fingern ragen hilfeschreiend verwundete Stängel und Blüten. Gänsehaut. Du öffnest den Mund und lässt dich mit Blumenleichen füttern. Sie schmecken salzig.

Tommy sitzt im Teakholz-Dunkel einer Taverne nahe der Alten Kirche; nicht im hintersten Winkel, aber auch nicht am offenen Fenster. Er sieht keine der draußen defilierenden dreckigen Matrosen mit Nutten im Schlepptau, keine berittene Polizisten oder schlaffe Frauen in Spaghettiträger-Tops. Die vollbusige Kellnerin füllt seinen Becher mit Gras. Tommy nickt, ohne aufzublicken. Wieder eine neue Sorte, keine schmeckt schlecht, aber die neurasthenische Wirkung bleibt stets dieselbe. Mit schwarzer Tinte kritzelt er in sein Buch. Er muss sich beeilen, denn morgen wird er flüchten, an Bord eines Dreimasters gehen, nach Indonesien. Die Gesichter Amsterdams werden verblassen, die Melodien des kirchlichen Glockenspiels wegdriften, seine Nase wird allmählich versalzen. Nur die Haken werden bleiben, die Unzähligen, die an den Giebeln der anorektischen Backsteinhäuser montiert sind. Dutzende Skizzen von deren Fassaden füllen die Seiten von Tommys Buchs, keine der Miniaturen gleicht einer anderen. Doch an jedem Haken baumelt eine nackte Frau, sie heißt Nelly, arbeitet in einem Schaufenster im Rotlichtviertel, Tommy hatte die Beweislast der Geilheit auf seiner Seite. Nelly schien wirklich nichts weiter, als ihre Pflicht zu tun, warf ihn nach seiner Klimax sogar vor Ablauf der Zeit aus der Kabine. *Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist es ein kleiner Schritt*, notierte er noch am selben Abend.

Die Demütigung allerdings ließ ihm keine Wahl. Er musste sich in Nelly unsterblich verlieben. Die Skizzen in seinem Buch sind Ausdruck großen Begehrens und unmenschlicher Leidenschaft. Wer Tommy zwischen Warmoestraat und Leidseplein beim Zeichnen gesehen hat, fantasierte zweifellos von einem Wiedergänger des jungen Rembrandt. Die Kellnerin in der Taverne hingegen hält ihn für den jungen Rimbaud. Sie hat zwar noch keine Zeile von Rimbaud gelesen, jedoch kennt sie ein Porträt von ihm; es hängt im Café Luxembourg am Toilettengang, wo sie früher mal gearbeitet hat. Auf jenem sieht Rimbaud tatsächlich aus wie Rembrandt.

Du hast die Tulpen zermalmt, aus deinem Rucksack eine Wasserflasche genommen, reinigst deine Mundhöhle vom Salzgeschmack. „Rimbaud hat das Haschischrauchen verabscheut“, sagt Carrell, „weil er der inspirierenden Wirkung die Trägheit in Rechnung stellte.“ Solltest du mit Spinoza erwidern? Lässig ein Zitat hinknallen? *Es geschieht in der Natur nichts, was ihr als Fehler angerechnet werden kann*. Du stockst, als du bemerkst, auf Carrells Harnisch ist grünes Moos gewachsen. Der Anblick ekelt dich, ebenso ekelt dich dein Ekel über Carrells Stimme. Sie klingt zerschossen, wie eine verwundete Fliege an einer Fensterscheibe. „Dann wären sowohl der Haschischrausch als auch *Das*

trunkene Schiff göttliche Modi.“ Spricht er von Spinoza? „Warum seid ihr so versessen auf Philosophen?“ „Weil uns sonst nichts von einer Fliege im Todeskampf unterscheiden würde.“ Carrell beginnt, mit einem Rasierapparat den Moospelz auf seinem Harnisch zu mähen. Das Surren macht das Brutzeln seiner Stimme noch beklemmender. „Junger Freund, du hast die Fliege überhaupt nicht verstanden, geschweige die Philosophie. Sie quillt dir roh und unverdaut aus den Mundwinkeln, wie die lieblichen Tulpen der Marketenderin.“

Du streichst mit dem Handrücken über deine Lippen. Blütenfetzen und Stängelglieder bleiben daran kleben. Du sehnst dich nach einem Kopfsprung in den See, gibst dich mit Kaffee zufrieden, den ein dicklicher Mann mit einfältigem Gesicht durch den Waggon stürmend anpreist. „Genießen Sie in vollen Zügen“ gluckst er, als er den Becher auf deinem Klappbrett abstellt. Du wendest dich genervt an Carrell, doch der will kein Komplize deiner Verachtung sein. Er ist, den Harnisch hat er zu drei Vierteln rasiert, abermals eingeschlafen.

Tommy hat das Buch eingepackt und auf Indonesien geschissen. Nicht auf das Land, dessen Menschen, Flagge oder Regierung, sondern auf die Idee von Indonesien als sein persönliches Leib-und-Magen-Arkadien. Er hat ein neues Ziel. Er muss zu Nelly. Sie soll nicht länger an seinen Haken baumeln, sie soll seine dionysische Zuckerwatte sein. Den feministischen Ansatz dahinter erkennt er erst auf den zweiten Blick, erleichtert.

Ein Gaul stellt sich ihm in den Weg, eine Polizistin beugt sich zu ihm herunter. Sie reicht ihm einen Flyer, dabei berühren sich ihre Finger, es läuft ihm tatsächlich kalt über den Rücken, wie anspruchslos er geworden ist. Sein Blick verfängt sich in einem Bob-Marley-Konterfei über einem Coffeeshop, *Free Adam* heißt der Laden, und schon tritt ein pockennarbiger Rastafari heraus auf die Straße. Tommy durchströmt eine Vision seines zukünftigen Menschseins: Hütte am See, Nelly, Kopfsprung. Ihm fällt ein, dass er einst ein kleiner Junge war, dessen Eltern bemüht schienen, aber scheiterten. Sie ließen ihn im Regen stehen, während er in ausrangierten Kirchenhäusern immer noch goldene Wendeltreppen in das Paradies sah.

Der Rastafari wankt barfuß, nach vorn gekrümmt, an Tommy vorbei. Klopft mit einem Kochlöffel auf eine Blechbüchse, wie ein Tambourmajor. Humpelt der grell leuchtenden Membran entgegen, die sich am Ende der Gasse aufgespannt hat. Tommy setzt sich eine Sonnenbrille auf. Eine riesige Vagina, denkt er, wie durchsichtig. Leute passieren diese in beide Richtungen, schwarze Flecken, die vom Licht verschluckt werden, oder sich aus ihm herauslösen. Der Rastafari hingegen geht, wenige Schritte vor der Epiphanie, in Flammen

auf. Verbrennt jedoch nicht, macht vielmehr kehrt und kommt zurück, auf Tommy zu, der feststellt, die Fackelgestalt hat sich verändert. Sie trägt jetzt einen schwarzen Kaftan mit weißem Kragen, zudem die Frisur eines überzüchteten Pudels. So bleibt sie vor Tommy stehen und röchelt, ja, mit zerschossener Stimme: „Caute!“

„Was? Ich meine: Wie bitte?“

„Sei vorsichtig, du Esel!“

Leise ist Zitherspiel zu hören, das Harry-Lime-Thema aus *Der dritte Mann*, in einem fort. In der Luft schwimmt kalter Rauch, sichtbar im diesigen Lichtkegel der Sonnenstrahlen, die durch das große Fenster einfallen und auf den Dielen liegen bleiben. Auf dessen Außenseite prangt in gotischen Lettern das Wort „Hanfbauer“. Die High-Teck-Eingangstür neben der panzerbeglasten Koje für einen der meist sächsischen Securities öffnet sich, ein untersetzter Mann mit feistem Körper schiebt sich durch das Drehkreuz. Er wendet sich dem Tisch am Fenster zu. Dort sitzt eine in Hubertustracht gekleidete Person mit franzisko-josefinischem Backenbart. Vor sich hat sie ein dickes Buch liegen, an der mit Zirbenholz vertäfelten Wand hinter ihr ist ein Hirschgeweih befestigt. Der feiste Mann schüttelt den Kopf, schnaubt, verschränkt die Arme hinter dem Rücken; nähert sich mit bedächtig gesetzten Schritten der Theke. Auf halbem Weg bleibt er stehen, mustert einen klobigen Bauernschrank aus Eichenholz, eine Kuckucksuhr daneben. Sie steht still.

„Wie spät ist es?“ ruft er.

Das Klirren eines zu Boden fallenden Glases ist zu hören. Hierauf ein undeutlich artikuliertes Fluchen. Die Person in Hubertustracht schaut von ihrem Buch auf, blickt in Richtung Theke. Durch die Schwingtür hinter dem Tresen kommt ein zweiter Mann. Er ist groß und mager, hat graue Haare und dunkle Ringe unter den Augen. Während der Feiste ganz in schwarz gekleidet ist, trägt dieser eine braune Rauhlederhose und ein alpines Bauernhemd. In seiner Linken hält er einen geflochtenen Korb; ihm entnimmt er kleine Ziergegenstände, positioniert sie am Tresen: Es sind Nachbildungen des Wiener Riesenrads, des Grazer Uhrturmes, des Klagenfurter Lindwurms und der Festung Hohensalzburg.

„Das Goldene Dachl ist uns gestern gestohlen worden“, murmelt er.

„Wie spät ist es?“ wiederholt der feiste Mann.

Der Magere lässt den nunmehr leeren Korb fallen und verschwindet durch die Schwingtür. Die Person in Hubertustracht klappt das Buch zu, es ist wahrscheinlich *Der Mann ohne Eigenschaften*, vielleicht auch bloß Helge Timmerberg; greift nach einer Feldtasche, legt

diese auf den Tisch, entnimmt ihr eine Wasserflasche, öffnet sie, trinkt, mit wogendem Kehlkopf.

„Haben Sie eigentlich jemals etwas bestellt?“ fragt der feiste Mann.

Die Person antwortet nicht, wischt sich mit dem Handrücken über den Bart, sieht zum Fenster hinaus. Grölende Maturanten schaukeln vorüber, Vorstadtmütter, britische Hooligans. Abermals geht die Schwingtür hinter der Theke auf. Der magere Mann ist mit einem bronzenen Kochtopf zurückgekehrt.

„Es ist zu spät!“ brüllt er und muss sogleich husten. Er wankt zum feisten Mann, leert immer noch hustend den Inhalt des Topfs auf die sonnenbefleckten Dielen: ein Gemisch aus Linsen, Speck und zerschmolzenem Käse, an der südlichen Grenze „Frigga“ genannt, im Norden ist es kein Erfolg. „Wieder hat keiner etwas angerührt!“ schreit der Magere.

„Wenn das so weiter geht, war’s das!“ Der Feiste wiederum verzieht keine Miene. Er kramt in seiner Hosentasche, schiebt sich einen Nikotinkaugummi in den Mund. „Nelly betrügt dich, hab ich recht?“

Der Magere fletscht die Zähne. Er holt weit aus und schleudert den Topf von sich. Der kracht durch das Fenster auf die Straße, zerspringt und vervielfältigt sich auf hunderten Displays. Die Person in Hubertustracht packt das Buch in die Feldtasche, lässt die Wasserflasche stehen und geht. Das Klirren der Scheibe hallt nach im Zitherspiel, weckt die Kuckucksuhr auf, zwölf Mal plärrt der Vogel zum Halali. Kungfu-Pandas mit Feuerwaffen fallen durch das Fenster ein, löschen den Feisten und den Mageren aus, und an ihrem Grab wird Nelly sagen, Hoffnung schenken, Bildung geben, darauf komme es wohl an.